

JOSEPH A. SCHUMPETER UND DAS NICHT-ÖKONOMISCHE IN DER ÖKONOMIE

Von Jürgen Osterhammel

Schumpeter bedarf keiner Rettung, keiner Rehabilitation, keiner Renaissance. Unbestreitbar zählt er zu den modernen Klassikern der Sozialwissenschaften. Selbst denjenigen, die keines seiner Werke gelesen haben, ist sein Name geläufig; Lehrbücher verschiedener Fächer nennen ihn. Ist Schumpeter Gegenstand sozialwissenschaftlicher Elementarbildung, so erfährt er zugleich die Hochschätzung der Fachgenossen. Das Marx-Jahr 1983 war zugleich ein Keynes-Jahr, und es jährte sich in ihm auch zum 100sten Mal der Geburtstag Schumpeters. Zu Tagungs- und Feierzwecken wurden die drei denn auch in spannungsvoller Eintracht verbunden. Daß Schumpeter ein kopernikanischer Geist ersten Ranges gewesen ist, mag man bestreiten wollen. Weder die Welt noch die Wissenschaft hat er so umgewälzt, wie Marx und Keynes es taten. Aber noch als kleiner Großmeister ragt er aus der Menge der großen Kleinmeister hervor. Mit der einzigen Ausnahme Max Webers ist keiner seiner Lehrer und Zeitgenossen aus dem Milieu der deutschsprachigen Staats- und Gesellschaftswissenschaften der Jahrhundertwende – kein Böhm-Bawerk, kein Hintze, kein Schmoller und kein Sombart – in der gegenwärtigen internationalen Diskussion auch nur annähernd so präsent wie Joseph Alois Schumpeter.

Es ist nach den Gründen für dieses Renommée zu fragen und schließlich auch nach seiner Berechtigung. Und da heißt es zuerst festzustellen, daß die Schumpetersche Reputation literarisch merkwürdig ungreifbar ist. Während sich etwa die Weber-Forschung zur immer mehr oligopolistisch versäulerten Großindustrie entwickelt hat, sind Schumpeter-Studien ein handwerkliches Kleingewerbe geblieben. Es gibt die Andenkenpflege überlebender Schüler (Schumpeter starb 1950); es gibt eine vor allem aus dem Jubiläumsanlaß entstandene Aufsatzliteratur, die allerdings selten zu einer systematischen Analyse von Schumpeters Gesamtwerk vordringt (Heertje, Hrsg. 1982; Frisch, Hrsg. 1982; Seidl, Hrsg. 1984; Bös und Stolper, Hrsg. 1984; Deleplace und Maurisson, Hrsg. 1985; Wagener und Drukker, Hrsg. 1986; Coe und Wilber, Hrsg. 1985). Es gibt neuerdings eine sehr verdienstvolle Edition von Schumpeters Aufsätzen zur Wirtschaftspolitik, die meisten davon Artikel, die er als Professor der wirtschaftlichen Staatswissenschaften in Bonn in den 20er Jahren für Gustav Stolpers Zeitschrift „Der deutsche Volkswirt“ schrieb (vgl. Schumpeter 1985). Was es kaum gibt, sind Resultate quellenkritischer Forschung und eindringlicher theoretischer Interpretation. Unter den wenigen Monographien, die Schumpeter gewidmet sind, heben sich nur diejenigen von François Perroux (1965) und von Walter Gerhardt (1969) als fundiert und wirklich weiterführend heraus. Vor allem fehlt eine Biographie. Erich Schneiders kurze biogra-

phische Skizze von 1970 ist noch nicht ersetzt worden; es gibt nichts, das auch nur annähernd Robert Skidelskys großer neuer Keynes-Darstellung vergleichbar wäre (Skidelsky 1983).

Da Schumpeters Lebenslauf und wissenschaftlicher Werdegang für das Verständnis seines Werkes, für die Erfassung seiner wissenschaftsgeschichtlichen Ausgangslage und die daran anschließende Ausdifferenzierung seiner Fragestellungen in den Grundzügen bekannt sein müssen, sei die Biographie hier kurz skizziert (überwiegend nach Schneider 1970; sowie nach Kamp und Stamm 1969, S. 54–66; Stolper und Seidel 1985, S. 5–32).

Schumpeter entstammt einer Industriellenfamilie aus Mähren. Er wird erzogen am Wiener Theresianum neben den Söhnen der k. u. k. Aristokratie in alteuropäischer Bildung und wohl auch im „savoir vivre“ der Oberschichten des bröckelnden Kakanien. Dann Studium unter Böhm-Bawerk und Friedrich von Wieser und neben Hilferding und Otto Bauer im Wien der Belle Époque, das natürlich auch das Wien Freuds, Mahlers, Machs, Hofmannsthal, auch das des jungen Wittgenstein und natürlich dasjenige des großen Karl Kraus war, dessen „Fackel“ 1899 zu erscheinen begann. Es folgt 1908, mit 25 Jahren, das erste große Buch: „Das Wesen und der Hauptinhalt der theoretischen Nationalökonomie“, 1909 ein Ordinariat, 1911 schon die überragende Lebensleistung: die „Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung“. Dann arbeitet sich Schumpeter in die großen und kleinen Klassiker der Ökonomie ein. Max Weber hat gute Gründe, ihm und nicht einem der Geschichtskundigen, die es im Umkreis der deutschen Historischen Schule reichlich gibt, die Darstellung der „Epochen der Dogmen- und Methodengeschichte“ für den ersten Band des Grundrisses der Sozialökonomik zu übertragen. Der Band erscheint 1914, und Schumpeters Beitrag, gerade hundert enggedruckte Seiten lang, besticht als das erste Beispiel – nach den enzyklopädischen Kompendien eines Roscher oder Dühring – einer „histoire raisonnée“ der ökonomischen Lehrmeinungen, zudem als der erste Versuch in deutscher Sprache, das Verhältnis der grenznutzen-theoretischen Neoklassik (in ihren vielen unterschiedlichen Spielarten) zur deutschen Historischen Schule und die Beziehungen beider zum klassischen System Adam Smiths und David Ricardos jenseits der Gemütherhitzung im sogenannten Methodenstreit zwischen Carl Menger und Gustav Schmoller unbefangen darzustellen.

Im Ersten Weltkrieg geht der Grazer Professor in die Politik, polemisiert in Memoranden gegen den unter dem Schlagwort „Mitteleuropa“ geforderten Zollanschluß der Donaumonarchie an das Deutsche Reich, entwirft Pläne für eine Umgestaltung der Monarchie nach dem Muster britischer „tory democracy“ und beteiligt sich schließlich an Bestrebungen am Hofe, einen Separatfrieden mit den Alliierten zu erreichen. Kaum sieht er, daß nichts das alte Österreich retten kann, da wirft er sich in die Politik der Revolutionsmonate, wird im Januar 1919 Mitglied der deutschen Kohlensozialisierungskommission, im März Finanzminister der neuen österreichischen Republik. Schon im Oktober 1919 stürzt er unter noch nicht ganz aufgeklärten Umständen. Er wird nun Präsident einer Privatbank; sie geht 1924 in Konkurs. Erst 1925 lenkt sein Leben in die ruhigeren Bahnen eines deutschen Professorendaseins ein. Die Universität Bonn beruft ihn auf den kameralistischen Lehrstuhl Heinrich Dietzels. Die treibende Kraft hinter der Berufung ist Arthur Spiethoff, der frühere Assistent Schmollers und dessen Nachfolger als Herausgeber von „Schmollers Jahrbuch“, also das Oberhaupt dessen, was von der Historischen Schule übriggeblieben ist. Schumpeter liest in Bonn vor allem Finanzwissenschaft und ökonomische Theorie. „Zum ersten Male“, schreibt Erich Schneider, der dabei war, „wurde wieder nach Jahrzehnten an einer deutschen Universität Theorie gelehrt. . . In einer geradezu erstaunlich schnellen Zeit wurde Bonn das Mekka für Ökonomen aus aller Welt. Was Göttingen für die Mathematik und Physik war, wurde Bonn für die Wirtschaftswissenschaft“ (Schneider 1970, S. 49). Allerdings bläst Schumpeter nun nicht, wie es einige von ihm erwartet hatten, zum Sturm auf die letzten Bastionen der Historischen Schule, sondern bedankt sich 1926 mit seinem großen Essay „Gustav von Schmoller und die Probleme von heute“. In diesem Aufsatz wird der Methodenstreit endgültig zu Grabe getragen. Während der Bonner Zeit nimmt Schumpeter immer wieder (und dies steht ganz in der Tradition der Beratung des Staates durch die Staatswissenschaft) zu wirtschaftspolitischen Tagesfragen Stellung. Daneben ediert er mit Emil Lederer und in der Nachfolge Max Webers das „Archiv für Sozialwissenschaft und Sozial-

politik“. Der „westlich“ orientierte Theoretiker und Schüler der Wiener Neoklassik Joseph A. Schumpeter wird in den 20er Jahren zur letzten großen Integrationsfigur der deutschen Sozialökonomik.

1932 folgt er einem Ruf nach Harvard. Vom Habitus her bleibt er ganz der Vertreter des alten Europa: der feine Herr mit der Nelke im Knopfloch, bildungsstolz in einer Umgebung ökonomischer Fachmensch. In den Vereinigten Staaten ist sein öffentlicher Einfluß gering, an der Universität seine Wirkung als Lehrender begrenzt. Er lebt zurückgezogen, veranstaltet ein Privatissimum, an dem sich unter anderen Talcott Parsons, Paul A. Samuelson und Paul M. Sweezy beteiligen, und schreibt drei umfangreiche Bücher, in denen er die Themen und Motive seiner Arbeiten aus der großen schöpferischen Periode zwischen 1905 und 1920 aufgreift und, gestützt auf breiteste Forschungen, in endgültiger Gestalt behandelt. Eines dieser Bücher, „Capitalism, Socialism and Democracy“ von 1942, macht ihn international und weit über wirtschaftswissenschaftliche Fachkreise hinaus berühmt.

Schumpeters wissenschaftliches Werk zerfällt deutlich in drei Phasen, die den Stadien seiner Laufbahn entsprechen. Bis 1920 sind alle entscheidenden Gedanken zumindest in groben Zügen skizziert. Die 20er Jahre bilden ein Zwischenspiel, das zu keinem neuen Werk ersten Ranges führt. In den USA entstehen dann die großen Bände der Synthese. Sie vor allem, auf englisch geschrieben, haben das heute verbreitete Schumpeter-Bild geprägt. Sie werden in der Regel mit den wissenschaftlichen und, besonders im Falle des in populärem Stil geschriebenen „Capitalism, Socialism and Democracy“, mit den politischen Problemlagen ihrer Entstehungszeit in Beziehung gesetzt. Daß in Schumpeters amerikanischen Schriften daneben aber auch Themen und Motive mit-schwingen, deren Ursprünge in das „Entstehungsmilieu“ (Dirk Käsler) der kontinental-europäischen Staats- und Sozialwissenschaften vor dem Ersten Weltkrieg zurückreichen, wird selten hinreichend gewürdigt. Im Schumpeter von Harvard steckt der Schumpeter von Wien, und sein Spätwerk bleibt für jeden stumm, der nicht seinen europäischen Resonanzkörper zum Klingen zu bringen versteht. Schumpeters Ruhm beruht deshalb zu einem Teil auf Mißverständnissen. In gewissem Sinne könnte man sagen: er ist aus den falschen Gründen berühmt.

I. Fragmente eines Schumpeter-Bildes

Schumpeter verkörpert wie wenige andere die Einheit der Sozialwissenschaften. Seine Beiträge gelten in erster Linie der theoretischen Ökonomie, daneben aber auch der angewandten Finanz- und Wirtschaftswissenschaft, der Wirtschaftsgeschichte, der Soziologie, der Politologie sowie der Methodologie und Dogmengeschichte der Sozialwissenschaften. Es fragt sich, ob es sich hier um mehr als eine additive Einheit handelt. Wer die Schumpeter-Rezeption der letzten Jahre in ihrer Gesamtheit zu überschauen versucht, gewinnt den Eindruck, als liege Schumpeters Bedeutung gerade in seiner polyhistorischen Zerstreuung, in einer durch keine integrierende Mitte gebündelten Vielseitigkeit. So geraten denn, durchaus legitim aus der Sicht individueller Disziplinen, immer nur Schumpeters Teilbeiträge zu Teilbereichen in den Blick. Grob unterschieden, ergeben sich dabei vier Schumpeter-Bilder.

Da ist zunächst der Schumpeter der Historiker, allerdings nicht so sehr, wie man vermuten möchte, der Wirtschaftshistoriker. Das wirtschaftshistorische Hauptwerk

„Business Cycles“ (1939) wird nur selten zitiert, obwohl ihm ein neuerliches Interesse an Phänomenen der sogenannten langen Wellen der kapitalistischen Entwicklung eine verstärkte Aufmerksamkeit sichern dürfte. Daß Schumpeter gerade in diesem Werk eine sehr ausgefeilte Methodologie entwickelt, die das Webersche Konzept des Idealtypus in imaginativer Weise auf Fragen der Wirtschaftsgeschichte überträgt, ist namentlich von den Verfechtern einer „historischen Sozialwissenschaft“, die der Konstruktion von Typenbegriffen und Modellen eine große Bedeutung beimißt, noch nicht ausreichend gewürdigt worden. Stärkere Beachtung denn als Wirtschaftshistoriker scheint Schumpeter nach wie vor als Interpret der ökonomischen Dogmengeschichte zu finden. Sein monumentales posthumes Werk „History of Economic Analysis“ (1954a) ist bis zum heutigen Tage die umfassendste und kenntnisreichste Darstellung der ökonomischen Dogmengeschichte aus der Feder eines einzelnen Autors. Sie kann als Informationsquelle dienen, als Fundgrube prägnanter, gerade in ihrer Überspitzung oft zu weiterführender Urteilsbildung anregender Bewertungen, aber auch – und in dieser Hinsicht ist sie bislang kaum gelesen worden – als markante Ausprägung jenes Typus von Wissenschaftsgeschichtsschreibung, der auch in den Humanwissenschaften die Spur eines kumulativen Erkenntnisfortschritts wahrzunehmen glaubt.

Zweitens gibt es den Schumpeter der Paralipomena, der bei punktuellm Bedarf zitierten kleinen Schriften. Es handelt sich hier in erster Linie um die 1953 unter dem Titel „Aufsätze zur Soziologie“ gesammelten Arbeiten und hier vor allem um den Aufsatz „Zur Soziologie der Imperialismen“ von 1919. Dieser Aufsatz wird gemeinhin als Beispiel einer politisch-sozialpsychologischen Interpretation des Imperialismus zitiert, mithin also als Gegenentwurf zu solchen Deutungsversuchen, welche koloniale Expansion und Weltmachtspolitik der europäischen Großmächte aus den ökonomisch definierten Systemerfordernissen des Kapitalismus zu erklären beabsichtigen. Es macht sich mithin der erstaunliche Umstand bemerkbar, daß einer der führenden Fachökonom seiner Zeit als Kronzeuge für eine nicht-ökonomische Interpretation des Imperialismus ins Feld geführt wird. Ein solches Paradox wäre prinzipiell auf zweierlei Art zu lösen. Entweder wäre der Schluß zu ziehen, daß es sich bei dem Imperialismus-Aufsatz um ein Gelegenheitsprodukt handelt, das des systematischen Bezugs auf die ökonomischen Kernfragen des Schumpeterschen Werkes entbehrt. Oder es wäre der Versuch zu unternehmen, die Schrift gerade vor dem Hintergrund einer Beschäftigung mit Schumpeters ökonomischer Theorie, besonders seiner Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung, einer neuen Lektüre zu unterziehen. Es wäre in diesem Zusammenhang weiterhin die allgemeinere Frage zu stellen, was der Wirtschaftstheoretiker Schumpeter im Kontext einer Erklärung außenpolitischer Verhaltens unter „Soziologie“ versteht. Noch genereller gefaßt, stellt sich die Frage nach dem Zusammenhang des Ökonomischen und des Nicht-Ökonomischen. Könnte es möglich sein, daß Schumpeters Soziologie, vielleicht nicht nur im Imperialismus-Aufsatz, der Fundierung in der ökonomischen Theorie als Bedingung ihrer Möglichkeit bedarf?

Ein solcher Bezug zur Ökonomie wird von den Vertretern des dritten Schumpeter-Bildes, den Politologen, als selbstverständlich vorausgesetzt. Schumpeters politologische Prominenz beruht auf seiner immer wieder zitierten Definition von Demokratie als formalem Mechanismus der Führerauslese (Schumpeter 1950, S. 269). Schumpe-

ter wird in der Literatur eine „realistische“, „deskriptiv/nicht-normative“, „ethikfreie“ Theorie einer von Eliten dominierten Konkurrenzdemokratie zugeschrieben; er sei der Hauptvertreter des „demokratischen Elitismus“ und der Auffassung von Demokratie als formalem Verfahren. In der neueren Literatur sind vor allem zwei Motive herausgestellt worden. Erstens hat man Schumpeter als einen klassischen Vertreter eines „managerial view of democracy“ gesehen, wonach „state elites must manage political demands from below“ (Alford und Friedland 1985, S. 250). Zweitens reklamiert man ihn als den Ahnherrn einer „reinen“ oder „ökonomischen“ Theorie der Demokratie, wie sie zuerst Anthony Downs und andere entwickelten.

Sie ist dann teils in abgeschwächter Form Gemeingut weiter Bereiche der amerikanischen Politikwissenschaft geworden, teils in stärker formalisierter Gestalt und auf einen strengen ökonomischen Determinismus reduziert in die sogenannte Neue Politische Ökonomie eingegangen. Diese spielt in ihrer Gestalt als „public choice“-Theorie in der gegenwärtigen Diskussion eine besonders große Rolle. Politik und Wirtschaft sind in all diesen Vorstellungen nicht wie bei der marxistischen Politischen Ökonomie durch ein Basis-Überbau-Modell und die Steuerungsimperative der Kapitalverwertung verbunden, also letztlich durch gesellschaftliche Kräfte, sondern durch die Figur des *homo oeconomicus*, also des modellhaft isolierten Individuums, das von einem Interesse an der Maximierung der eigenen Wohlfahrt angetrieben wird sowie imstande ist, unter Bedingungen des Wählkönnens auf einem freien Markt dieses Interesse nach dem Kriterium der Ziel-Mittel-Rationalität zu verfolgen. In der ökonomischen Theorie der Demokratie wird das Marktmodell auf den politischen Prozeß übertragen: es wird zweckrationales Handeln aller Beteiligten angenommen; das Angebot der Politiker an „public goods“ oder Output-Leistungen des politischen Systems wird dem ökonomischen Warenangebot parallel gesetzt, und dem Wähler, der seine Stimme auf dem Markt der Politik zu „vergeben“ hat, wird ein ähnliches Verhalten unterstellt wie dem Konsumenten, der als geldbesitzender Nachfrager auf dem Gütermarkt auftritt.

Schumpeter wird in aller Regel als einer der Anreger einer solchen Denkweise zitiert. Sofern Schumpeter also von der heutigen Politikwissenschaft überhaupt wahrgenommen wird, dann vor allem als derjenige, der den *homo oeconomicus* in die politische Theorie eingeführt habe. Auch Kritiker der ökonomischen Theorie der Demokratie übernehmen diese Einschätzung, so etwa Narr und Naschold (1971, S. 102), wenn sie Schumpeter für ein Demokratieverständnis tadeln, das „die unpolitischen Modellkriterien der Ökonomie auf die Demokratie überträgt“. Hier wird nun also, ganz im Gegensatz zur üblichen Interpretation des Imperialismus-Aufsatzes, dem Schumpeterschen Denken eine reduktionistische Beziehung des Nicht-Ökonomischen auf die Ökonomie unterstellt, ja, Schumpeter erscheint geradezu als der Anführer einer Invasion, die vom Terrain der Wirtschaftswissenschaften in den Bereich des Politischen einfällt. Auch hier jedoch wäre abermals kritisch zu fragen, ob nicht Schumpeter gegen seine Anhänger verteidigt werden muß. Denn es fällt auf, daß kaum einer jener politologischen Demokratietheoretiker, die sich auf Schumpeter berufen, Beziehungen zwischen Schumpeters Demokratieauffassung und dessen *eigener* ökonomischer Theorie aufzuweisen vermag. Genauer wäre zu fragen: welche Bedeutung hat die Zweckrationalität, welche Rolle spielt der *homo oeconomicus* in Schumpeters Wirtschaftstheorie?

Es wäre zu vermuten, daß, viertens, Schumpeters Leser und Anhänger unter den Wirtschaftswissenschaftlern darauf eine Antwort zu geben vermöchten. Sie sind die Vertreter des Faches, das Schumpeter selber als sein ureigenes aufgefaßt hat. Ihr

Schumpeter-Bild sollte dasjenige sein, an dem sich die Nachbardisziplinen orientieren. Der Schumpeter der Ökonomen ist zunächst einmal der große wirtschaftspolitische Gegenspieler von John Maynard Keynes. Gelegentlich wird er als Gegner einer angeblichen wohlfahrtsstaatlichen Lähmung dynamischer Wachstumsimpulse gesehen, als derjenige, der „das hohe Lied einer kapitalistischen Marktwirtschaft, getragen von innovatorischen Unternehmern“ angestimmt habe (Seidl 1984, S. 116 f.). Sodann sieht man Schumpeter häufig als einen der wenigen Ökonomen, die eine umfassende – und das heißt, eine die Beschäftigung mit Teilbereichen und Teilfragen überschreitende – „Vision“ von Wirtschaft und Wirtschaftswissenschaft entwickelt hätten. Dabei fasziniert eher der Anspruch als die Ausformulierung und Durchgestaltung. Gerade daran habe es nämlich bei Schumpeter gemangelt. Ja, es scheint, als sei Schumpeters wichtigster Beitrag zur Dogmengeschichte, seine Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung, heutigen Ökonomen kaum noch verständlich, als sei sie gleichsam hieroglyphisch verborgen. Schumpeter sei eine tragische Figur, so schrieb 1981 der Schweizer Ökonom Jürg Niehans; denn er habe es nicht vermocht, seine Vision von wirtschaftlicher Dynamik in ein analytisches, also ein mathematisches, Modell umzusetzen (Niehans 1981, S. 175; Stolper 1984, S. 37 f.).

Schumpeters Werk ist der heutigen Wirtschaftswissenschaft weithin unleserlich geworden. Wo trotzdem der Versuch einer Übersetzung in formale Sprache unternommen wird, da wird er mit gravierenden Entstellungen des Originals erkaufte. *Formal* darstellbar ist nämlich nur ein *rationales* Verhalten wirtschaftlicher Akteure, also eines, das aus unbeirrbarem inneren Antrieb heraus das Ziel der Maximierung von Profit oder von Wohlfahrt mittels rationaler Wahlakte anstrebt, kurz: die Verhaltensweise des *homo oeconomicus*, die einem rechenhaften Kalkül folgt, von äußeren nicht-ökonomischen Faktoren – die in der Wirtschaftstheorie meist „*ceteris paribus*“ gesetzt werden – unabhängig ist, die sich an kurzfristigen Zielen orientiert und als gleichförmig und wiederholbar postuliert werden kann.¹ Die Notwendigkeit der Übersetzung in formale Sprache setzt der wirtschaftswissenschaftlichen Schumpeter-Rezeption also von vornherein einen Filter vor, der all das, was im Verstande der heutigen Wirtschaftstheorie als außer-ökonomisch gilt, gar nicht erst passieren läßt.² Unterwürfen die Politologen ihr eigenes Schumpeter-Bild dem Urteil der Ökonomen, so müßten sie ihre Auffassung von Schumpeter als einem Hauptvertreter eines zweckrationalen Menschenbildes bestätigt finden. Freilich würden sie dann, gleichsam aus zweiter Hand, Opfer einer verengten Sicht, welche Schumpeters Problemlagen in ihrer ganzen Breite nicht erfaßt. Ein Versuch, diese Problemlagen auch nur annähernd angemessen zu rekonstruieren, kommt ohne einen Rückblick auf die Tradition, aus der heraus Schumpeters frühe und für alle seine späteren Arbeiten wegweisende Untersuchungen entstanden sind, nicht aus. Der Blick ist also rückwärts zu richten auf die kontinentaleuropäische Wissenschaft der Jahrhundertwende, die selber wiederum im Dialog mit ihren eigenen Vorläufern im späten 18. und im 19. Jahrhundert stand.

1 Zu den anthropologischen Annahmen der heutigen Wirtschaftswissenschaft vgl. kritisch Hollis und Nell 1975, bes. S. 47 ff.

2 Dies wird deutlich bei dem umfassendsten Versuch einer formalen Darstellung zentraler Überlegungen Schumpeters zur wirtschaftlichen Dynamik: Nelson und Winter 1982.

II. Die anthropologische Fundierung der ökonomischen Theorie

Das 18. Jahrhundert hinterließ zwei mögliche Begründungen einer selbständigen, also von der älteren Einordnung des Wirtschaftlichen in den Kreis des Politischen abgelösten Lehre von der Ökonomie. Die eine wurde von den Physiokraten entwickelt. Sie sieht den ökonomischen Bereich als ein in sich geordnetes Ganzes, dessen Elemente nicht einzelne Menschen, sondern aggregierte Größen sind, die miteinander in Zirkulationsbeziehungen stehen. Einem solchen, modern gesprochen, makroökonomischen Ordnungsdenken, das keiner anthropologischen Untermauerung bedarf, steht eine Vorstellung gegenüber, deren fundamentale Analyseneinheit das wirtschaftende Subjekt ist. Über dessen anthropologische Ausstattung ist man dabei unterschiedlicher Ansicht. Von Adam Smith bis zu John Stuart Mill wird es jedoch gemeinhin mit mindestens drei Eigenschaften ausgestattet: Es ist ein *homo faber*, produziert also Güter und Werte; es ist ein *homo oeconomicus*, folgt also zweckrational der Maximierung seines Eigeninteresses; und es ist ein *homo possidens*, besitzt also Produktionsmittel, einschließlich der eigenen Arbeitskraft. Die ökonomischen Lehrgebäude des 19. Jahrhunderts sind selten ausschließlich auf einer dieser Grundannahmen, der holistischen oder der individualistischen,³ aufgebaut; beide Komponenten treten vielmehr, wie schon bei Adam Smith, in Mischungen auf. Die wichtigsten theoriegeschichtlichen Positionen lassen sich jedoch grob in ein solches zweidimensionales Koordinatensystem einzeichnen. Dabei fehlen bis ins späte 19. Jahrhundert hinein konsequent holistische, also von der überindividuellen Ordnung, dem System, als Basiseinheit ausgehende Theorien. Daß die Ökonomie zu einem gewissen Grade eine Wissenschaft vom Menschen sei, wurde im 19. Jahrhundert nur von wenigen bestritten. Die Frage war aber: eine Wissenschaft von welchem Menschen?

In Adam Smiths Werk, nimmt man es als Ganzes, findet sich eine facettenreiche Anthropologie, die durchaus konkret, d. h. historisch und ethnographisch, angereichert und ausgestaltet wird. Fast alle Motive der ökonomischen Anthropologie des 19. Jahrhunderts lassen sich im Keim schon bei Smith und den anderen schottischen Aufklärern entdecken. Allerdings treten nach Smith die einzelnen Motive auseinander. Die Romantiker, Friedrich List und die ältere Historische Schule betonen den gesellschaftlichen Menschen, eingebunden in seinen nationalen Kulturzusammenhang und bewegt von einer Vielzahl handlungsleitender Kräfte, nicht zuletzt auch denen der Religion. Da es dieser Richtung eher um die Darstellung historisch-individueller Wirtschaftslagen als um die Erklärung gleichförmigen Wirtschaftsverhaltens geht, kann sie sich eine Auffassung vom Menschen leisten, die offen, vielfältig und relativistisch, d. h. nach Raum und Zeit differenzierbar, dabei aber konzeptionell nicht geschlossen und theoretisch wenig präzise ist. In ihr hat selbstverständlich auch der *homo oeconomicus* seinen Platz, jedoch nur als einer unter zahlreichen möglichen Menschentypen, der unter spezifischen historischen Bedingungen zum vorherrschenden werden kann. Die zweite Richtung ist die, in die sich besonders nach David Ricardo die klassische politische Ökonomie im außerdeutschen Raum fortentwickelt. Hier geht es um die Erkenntnis ökonomischer Gesetzmäßigkeiten, die auf der Grundlage von Annahmen über gewisse Gleichförmigkeiten menschlichen Handelns formuliert werden. Diese Gleichförmigkeiten werden dem Typus des „rational economic man“ abgeschaut. Konkrete Verumständlichungen, also etwa klassenspezifische, nationale, ethnische Eigentümlichkeiten sowie nicht-rationale, z. B. religiöse, Antriebskräfte menschli-

³ Zur Gegenüberstellung von Holismus und Individualismus im ökonomischen Denken vgl. vor allem Dumont 1977, sowie 1983.

chen Handelns, werden aus dem Bereich, über den die Theorie gültige Aussagen zu machen beansprucht, ausgeschlossen. Während der beiden mittleren Quartale des 19. Jahrhundert laufen diese beiden Theoriestränge weitgehend verbindungslos nebeneinander her. Allein im Werk von Karl Marx treffen in einer großen Synthese holistische und individualistische, abstrakt-klassische und historisch-romantische Elemente zusammen.

Um 1870 herum vollzieht sich gleichzeitig an mehreren Orten in Europa der bekannte Paradigma-Wechsel in der Wirtschaftstheorie hin zur subjektiven Wertlehre (vgl. Black, Coats und Goodwin, Hrsg. 1973). Auch die Ökonomie dieser neuen Grenznutzenlehre, wie man sie bald nach einem ihrer Kernbegriffe nennt, ist eine Wissenschaft vom Menschen, steht also in der individualistischen, nicht in der holistischen Tradition. Carl Mengers bahnbrechendes Buch „Grundsätze der Volkswirtschaftslehre“ von 1871 beginnt mit dem Satz: „Der Ausgangspunkt aller wirtschaftstheoretischen Untersuchungen ist die bedürftige Menschennatur“ (Menger 1923, S. 1). Wohlgermerkt: die *bedürftige* Menschennatur, nicht länger der *produzierende* Mensch. Mengers Paragraph 1 ist denn auch überschrieben „Trieb – Begierde – Bedürfnis“. Auch hier wird zweckrationales Maximierungsverhalten angenommen, aber eben Maximierung von Nutzen oder Bedürfnisbefriedigung. Die anthropologischen Grundlagen werden radikal vereinfacht. Die Formel heißt nun: gegebene Bedürfnisstruktur plus rationales Kalkül. Es entfallen der *homo faber* ebenso wie der *homo possidens*, natürlich auch der Mensch als historisch geprägter Typ, wie ihn der Marxismus und besonders die deutsche Historische Schule kennen. Eine solch vereinfachte Anthropologie wie diejenige des Marginalismus ist schnell dem Vorwurf der Simplifizierung und dem der Verschleierung der eigenen gesellschaftlichen Voraussetzungen ausgesetzt; Bucharin (1927) etwa hat die Wirtschaftslehre der österreichischen Schule Mengers und Böhm-Bawerks als die Ideologie des parasitären Rentiers denunziert. Aber es sind nun weniger Faktoren im Spiel, die theoretisch diszipliniert werden müssen. Es läßt sich, sind die Grundlagen erst einmal anerkannt, eine größere Erklärungsökonomie erreichen; entferntere Theoriestücke wie die Zins- und Verteilungstheorie lassen sich aus den Kernannahmen ableiten und bleiben nicht einer willkürlichen Ad-hoc-Behandlung überlassen.

Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts setzt sich in der nichtmarxistischen Ökonomie außerhalb Deutschlands die Grenznutzenschule weitgehend als die herrschende Lehre durch. Die wichtigste methodologische Frage ist nun die nach den Geltungsgründen für die anthropologischen Annahmen, genauer: für die Annahmen über konstantes zeit- und raumneutrales menschliches Handeln. Unterschiedliche Antworten werden gegeben: Menger glaubt die Regularitäten in aristotelischer Schau aus dem Wesen der Dinge erkennen zu können; Max Weber deutet das Individuum der Grenznutzenlehre als konstruierten Idealtypus. Auch vom Subjekt ausgehende Interpretationen werden vorgeschlagen: naturalistisch im Rückgriff auf experimentalpsychologisch aufgestellte Gesetze der psychophysischen Bedürfnisbefriedigung, oder auch, wie bei dem dritten der großen österreichischen Wirtschaftstheoretiker, Friedrich von Wieser, phänomenologisch als Introspektion des Theoretikers. Trotz dieser unterschiedlichen Begründungsversuche bestreitet niemand, daß die Ökonomie eine Wissenschaft vom Menschen sei, wenn auch nicht eine solche vom historisch spezifischen und wandelbaren Menschen der Historischen Schule.

Dafür, daß jenseits aller Methodenstreitigkeiten und aller Unterschiede zwischen einer westeuropäischen und einer deutschen Wirtschaftswissenschaft Einigkeit darüber besteht, daß der Ausgangspunkt der Ökonomie der Mensch sei, mag als weiterer Zeuge der einflußreichste Wirtschaftstheoretiker des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts, der Engländer Alfred Marshall, dienen. Er beginnt seine „Principles of Economics“ (1961, zuerst 1890) folgendermaßen: „Political Economy or economics is a study of mankind in the ordinary business of life; it examines that part of individual and social action which is most closely connected with the use of the material requisites of well-being“ (S. 1).

Marshall beabsichtigt tatsächlich, eine Beschreibung – natürlich mit den Hilfsmitteln der Theorie – des praktischen Wirtschaftshandelns der Subjekte zu geben. Die von ihren Kritikern, besonders in Deutschland, so genannte „abstrakte“ Theorie sieht sich selber, zumindest bei Marshall, durchaus als Beitrag zur Erkenntnis des konkreten Wirtschaftslebens. Marshall fährt dann fort (1961, S. 1, Hervorhebung J.O.): „Thus it is on the one side a study of wealth; and on the other, and more important side, a part of the study of man. For man's character has been moulded by

his every-day work, and the material resources which he thereby procures, more than by any other influence unless it be that of his religious ideals; and the two great forming agencies of the world's history have been the religious and the economic."

Marshall selber war ein scharfer Kritiker einer *reinen* Theorie der Ökonomie. Seine „Principles“ sind mit Exkursen über Geschäftspraxis und Wirtschaftsgeschichte gespickt; sein spätes Buch „Industry and Trade“ (1919) ist überhaupt ein Werk der praktischen Wirtschaftslehre und von den besten Arbeiten der deutschen Historischen Schule, auf die sich Marshall gelegentlich hochachtungsvoll bezieht, keineswegs durch Welten getrennt.

Dies nun ist die Problemlage, die der junge Schumpeter, ein Zögling der österreichischen Schule Böhm-Bawerks und Wiesers, in den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts antrifft. Sein eigener Beitrag in seinem ersten Buch „Das Wesen und der Hauptinhalt der theoretischen Nationalökonomie“ von 1908 ist nun ein überraschend radikaler: Erstens übernimmt Schumpeter die marginalistische Theorie nicht in der Form, die ihr seine Lehrer Böhm-Bawerk und Wieser gegeben hatten, sondern schließt sich an den Lausanner Ökonomen Léon Walras an, der seine Lehre nicht auf den Grundstein des Individuums aufbaut, sondern vom Wirtschaftssystem ausgeht, das er als ein Gleichgewichtssystem definiert. Walras steht also, was die formale Gestalt seiner Theorie angeht, in der holistischen Tradition, die systemorientiert, nicht akteurorientiert ist. Anthropologische Annahmen sind ihr äußerlich, Mutmaßungen über die Antriebsgründe menschlichen Handelns kann sie entbehren. „Welche Motive den Menschen bestimmen,“ sagt Schumpeter, „danach fragen wir nicht“ (Schumpeter 1908, S. 77). Einige Seiten später fährt er fort: „Wir halten es auch nicht für nötig, einen homo oeconomicus, eine Art Personifizierung des hedonistischen Egoismus zu konstruieren, wie es öfters geschah“ (Ebd., S. 85). Ebenso wenig sei es erforderlich und ratsam, wie Alfred Marshall von einer Beobachtung des „ordinary business man“ auszugehen. Ökonomische Theorie sei die Analyse des funktionalen Zusammenhangs zwischen Quantitäten. Jede Art von Annahmen über die Ursprünge und Motivationen menschlichen Handelns sei für eine solche Analyse entbehrlich.

Zweitens begründet Schumpeter eine solche Isolierung der reinen Ökonomie auch auf methodologischer Ebene. Er formuliert eine „Monroe-Doktrin“ (Schumpeter 1908, S. 536) für die Wirtschaftstheorie, die diese unabhängig machen soll von all den Nachbarwissenschaften, die in sie hineinregieren, besonders von der Psychologie, aber auch von der Ethnologie und der Soziologie. Schumpeters Ökonomie ist also in keiner denkbaren Weise mehr eine „Wissenschaft vom Menschen“. Damit hat sie sich nicht nur von der Historischen Schule, sondern auch vom österreichischen Marginalismus losgesagt.

Dies wurde von den Zeitgenossen klar erkannt. Als Vertreter der Historischen Schule bezichtigte Othmar Spann Schumpeter des „erkenntnistheoretischen Nihilismus“ und schritt in einer ebenso langen wie verständnislosen Rezension im „Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik“ zur öffentlichen Vernichtung des debütierenden Autors (Spann 1910). Als Vertreter der Wiener Neoklassik fragte Friedrich von Wieser vorsichtiger an, ob der Verzicht auf psychologische Beobachtung nicht eine wichtige Erkenntnisquelle verschließe (von Wieser 1929, bes. S. 12 ff.). Beide übersahen, daß Schumpeters selbstbewußte Forderung nach einer erkenntnislogisch autonomen Wirtschaftstheorie nicht bloß eine Kriegserklärung an die Mutterwissenschaft – hier

die alte Staatswissenschaft, dort eine Art von Proto-Phänomenologie – war, sondern in paradoxer Umkehrung gerade auch ein Akt bescheidener Zurückhaltung. Denn Schumpeter impliziert, daß es mit den menschlichen Motivationen vielleicht gar nicht so einfach und säuberlich bestellt sein könnte, wie die verschiedenen Orthodoxien annahmen. Der eudämonistisch eingestellte Mensch, der Nutzenmaximierer, der egoistische Verfechter eigener Interessen, der „ordinary business man“. Gibt es sie wirklich? Und wenn es sie gibt, sind sie repräsentativ? Und wenn sie repräsentativ sind, sind sie die Menschentypen, die tatsächlich die Wirtschaft prägen und sie voranbringen? Vielleicht, so vermutet Schumpeter, liegen die anthropologischen Dinge viel komplizierter, und es empfiehlt sich, sie schon deshalb aus der Theorie auszuklamern.

Schumpeter vertreibt den Menschen aus der ökonomischen Theorie, um ihn *dann* desto wirkungsvoller wieder einführen zu können. Das Nicht-Ökonomische wird aus der Ökonomie verbannt, damit die Ökonomie dann in das Nicht-Ökonomische *eingebettet* werden kann. Die „reine“ Theorie erhält damit einen ganz neuen Ort. Statt in steriler Gegenüberstellung die Alternative zur „anschaulichen“ (Edgar Salin) oder historischen Theorie der älteren wie der neueren Historischen Schule zu bilden, ist sie nun der Kern einer viel weiter konzipierten Sozialökonomik, welche Geschichte, Soziologie, Ethnologie, Psychologie und andere Nachbarbereiche in sich einschließt. Vor allem ist nun auch das dürre Gespenst des *homo oeconomicus* gebannt. Die Ökonomie hat sich ihres eigenen engen Menschenbildes entledigt. Sie öffnet sich damit für Deutungen ihrer Ergebnisse im Lichte einer viel volleren und reicheren Erfassung der anthropologischen und gesellschaftlichen Wirklichkeit.

III. Jenseits des homo oeconomicus: Die Rückkehr des Menschen in die Sozialökonomik

1911 erscheint Schumpeters „Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung“. Sie wird gemeinhin als ein völliger Neuanfang gegenüber seinem voraufgegangenen Buch betrachtet, aber sie ist nichts weniger als das. Sie baut auf dem Gelände, das Schumpeter drei Jahre zuvor so rigoros geräumt hatte. Es geht darum zu erklären, wie ein Wirtschaftssystem, das sich im statischen Gleichgewicht befindet, wachsen kann. Es ist dies ein theoretisches Problem, das sich als offene Frage aus dem System von Walras ergibt. Keinesfalls ist es ein historisches Problem; es geht Schumpeter nicht darum, die historische Entstehung des Kapitalismus zu erklären. Seine Lösung sei hier nur ganz knapp skizziert:⁴ Wirtschaftliche Dynamik kann nicht von innen heraus durch das System selbst erzeugt werden. Dieses bewegt sich in seinem Normalzustand im Kreislauf der Routine. Es bedarf einer Kraft, die von außen einbricht, um es aus dem Gleichgewichtskreislauf herauszureißen und auf ein höheres Niveau der Systemleistung zu befördern. Diese unbedingte Kraft ist der *Unternehmer*.

Der Unternehmer wird zunächst als Funktionsträger eingeführt: Ein Unternehmer

⁴ Ausführlicher dazu demnächst Osterhammel 1987.

ist jemand, der sich unternehmerisch verhält, d. h. der Elemente (Technologien, Organisationsformen, Marktstrategien, Kapital, usw.) kreativ zu neuen „Kombinationen“ zusammenschließt und diese Kombinationen dann in der Wirtschaftspraxis auch durchsetzt. Es ist nicht nötig, daß er selber Kapitalist ist, also Kapital besitzt; dies wird im Gegenteil selten der Fall sein. Der Unternehmer ist ein Parvenu, der, typisch gesehen, aus dem sozialen Nichts aufsteigt, sich mit vorhandenem Kapital (meist durch die Banken bereitgestellt) verbündet, der schließlich als Innovationsprämie einen Unternehmerrückgewinn erwirtschaftet, den er beliebig anlegt. Wenn er investiert, wird er selber zum Kapitalisten. Ebenso gut kann er sich ein Rittergut kaufen und sich eines feudalen Lebensstils befleißigen: das interessiert die ökonomische Theorie nicht mehr.

Was treibt den Unternehmer an? Schumpeters Antwort auf diese Frage wird oft als oberflächliches Psychologisieren und Soziologisieren abgetan, als feuilletonistisches Zugeständnis an den Zeitgeschmack. Das mag sie in gewissem Sinne auch sein. Aber entscheidend ist, daß Schumpeter, nachdem er mit aller sonstigen Anthropologie auch den *homo oeconomicus* aus der Theorie hinausgesäubert hat, nun frei ist, den Unternehmer in einer Weise zu bestimmen, die aus dem herkömmlichen ökonomischen Menschenbild völlig hinausfällt. Der Unternehmer ist „ganz besonders traditions- und beziehungslos, der wahre Hebel der Durchbrechung aller Bindungen, und dem System der überindividuellen Werte sowohl der Schicht, aus der er kommt, als auch der Schicht, in die er steigt, ganz besonders fremd; ganz besonders auch Bahnbrecher des modernen Menschen und kapitalistischer, auf das Individuum gestellter Lebensform, nüchternen Denkweise, utilitarischer Philosophie – das Gehirn, das zuerst in der Lage war und Anlaß hatte, Beefsteak und Ideal auf gemeinsame Nenner zu bringen“ (Schumpeter 1964, S. 134). In gewissem Sinne handelt er durchaus rational, ist er doch „Vehikel einer Umorganisation des Wirtschaftslebens in der Richtung privatwirtschaftlicher Zweckmäßigkeit“ (S. 134). Aber er folgt eben nicht dem in der Grenznutzenschule angenommenen hedonistischen Motiv der Maximierung von Bedürfnisbefriedigung. „Und ist Bedürfnisbefriedigung in diesem Sinn die ratio des Wirtschaftens, so ist das Verhalten unseres Typus überhaupt irrational oder von einem andersgearteten Rationalismus“ (ebd.). Die Kategorien Befriedigung und Arbeitsleid, die im Mittelpunkt der Grenznutzentheorie stehen, sind für den Unternehmer völlig unbrauchbar. Er ist ein manisch Getriebener, ein Asket, ein zwanghafter Arbeiter. „Wenig kümmert er sich um hedonische Früchte seiner Taten. Er schafft rastlos, weil er nicht anders kann, er lebt nicht dazu, um sich des Erworbenen genießend zu erfreuen“ (S. 137). Und als Motivationen dieses Typus Unternehmer nennt Schumpeter den „Traum und Willen, ein privates Reich zu gründen, meist, wenngleich nicht notwendig, auch eine Dynastie. Ein Reich, das Raum gewährt und Machtgefühl, das es im Grund in der modernen Welt nicht geben kann, das aber die nächste Annäherung an Herrenstellung ist, die diese Welt kennt.“ Und er fährt etwas später fort: „Da ist sodann der Siegerwille. Kämpfenwollen einerseits, Erfolgswollen des Erfolgs als solchen wegen andererseits. . . Wirtschaftliches Handeln als Sport.“ Und schließlich: „Freude am Werk, an der Neuschöpfung als solcher“ (S. 138 f.). Es sind, sagt Schumpeter abschließend, „unendlich mannigfaltige Motive, die man im Wirtschaftsleben feststellen kann“

(S. 139), Motive, von denen sich die Konstrukteure eines papierernen, auf Selbstsucht und banalen Lustgewinn reduzierten Wirtschaftsmenschen nichts träumen lassen. Und zu diesen Motiven gehören nicht nur die Interessen, sondern auch die Leidenschaften, die dem ökonomischen Menschenbild, wie Albert Hirschman (1977) gezeigt hat, seit langem abhanden gekommen waren.

Fraglos trägt die Heroisierung des Unternehmers viele zeitgebundene Züge. In England hatte Thomas Carlyle den Begriff des Industriekapitäns geprägt und von einer neuen „Chivalry of Labour“ geschwärmt. Um die Jahrhundertwende war dort der neuromantische Topos vom Industriellen als dem ritterlichen Helden weit verbreitet. Selbst der nüchterne Alfred Marshall schrieb 1907 einen Aufsatz „The Social Possibilities of Economic Chivalry“, in dem er das Hohelied sozial verantwortlichen industriellen Heldentums in Tönen anstimmt, die Schumpeters Lobpreis des Unternehmers an Überschwang weit übertreffen.⁵ Fast gleichzeitig mit Schumpeter äußert sich Werner Sombart 1913 in seinem Buch „Der Bourgeois. Zur Geistesgeschichte des modernen Wirtschaftsmenschen“ zum Sozialtyp des Unternehmers. Auch Sombart lehnt es ab, die Motivationsstruktur des schöpferischen Wirtschaftsmenschen auf das anthropologische Modell des *homo oeconomicus* zu reduzieren. Auch er identifiziert das Machtmotiv als eine der zentralen Antriebskräfte und sieht, daß industriellen Dynastiegründern wie Rockefeller oder Carnegie mit zweckrationalen oder eudämonistischen Modellen vom Menschen, wie sie die orthodoxe ökonomische Theorie bereithält, nicht beizukommen ist. Aber er geht mit seiner spekulativen Psychologie weit über Schumpeters Interpretationen hinaus, konstruiert Parallelen zwischen dem Seelenleben des großen Unternehmers und dem des Kindes und stellt gar Überlegungen über die biologischen Voraussetzungen von „Unternehmernaturen“ an (Sombart 1913, S. 217 ff., 259 ff.). Von hier führt die Linie zu Ernst Kretschmers berühmtem Buch „Körperbau und Charakter“ (1922), in dem im Kapitel über die genialen Naturen der große Werner von Siemens besungen wird: „ein prachtvoller Charakterkopf mit scharfgebogener Nase, blitzenden Augen und breiten, vollen pyknischen Gesichtsformen. Eine Eroberernatur voll Geist, Lebensfreude und Lebensmut, unbekümmert, frisch, männlich und elastisch“ (S. 181 f.). Schumpeters Aussagen über den Unternehmer haben mit solcher naturalistischen Psychologie wenig gemein. Seine Frage ist eine im strengeren Sinne soziologische, nämlich die nach dem sozio-kulturell geprägten Menschentyp, der die Innovationsleistung erbringen kann, welche die *reine* Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung als Voraussetzung für ökonomisches Wachstum postuliert. Ein solcher Bezug auf ein klar definiertes wirtschaftstheoretisches Erklärungsproblem fehlt bei Sombart, der *a priori* die Existenz eines „kapitalistischen Geistes“ voraussetzt und sich allein mit der Beschreibung von dessen Erscheinungsformen beschäftigt.

Man wird also die Zeitbezüge, die in Schumpeters Bild vom Unternehmer zutage treten, nicht vernachlässigen dürfen. Aber sie sind nur ein Teil eines komplexen zeit- und wissenschaftsgeschichtlichen Hintergrundes für Schumpeters Versuch, die logische Strenge reiner Wirtschaftstheorie in der Nachfolge von Léon Walras mit einer nicht

⁵ Zu Marshalls Sicht des Unternehmers jetzt Maloney 1985, S. 32–34.

mehr vom engen Schema des *homo oeconomicus* beschränkten Ausdeutung der Kultur seiner Gegenwart zu verbinden. Aus einer Vielzahl von Faktoren sollen fünf herausgehoben werden. Erstens ist der damalige Stand jener Wissenschaft zu bedenken, als deren Adept der junge Schumpeter sich von Anfang an fühlte: der reinen Wirtschaftstheorie. Sie hatte, wie Schumpeter es sah, große Fortschritte in der Bewältigung der Probleme der wirtschaftlichen Statik gemacht und in Gestalt der Lehre von Walras sogar das Problem einer mathematischen Beschreibung eines gesamtwirtschaftlichen Gleichgewichtszustandes mit annähernder Vollkommenheit gelöst. Hingegen war die Frage der wirtschaftlichen Dynamik kaum gestellt und mit den Instrumenten der Theorie noch nicht einmal in Spuren bewältigt worden. In diesem Sinne war die Frage nach den Ursachen wirtschaftlicher Entwicklung ein Punkt auf der Tagesordnung nationalökonomischer Theoriebildung.⁶ Zweitens stellte sich das historische Problem wirtschaftlicher Entwicklung besonders drastisch in der Donaumonarchie, deren neuere Wirtschaftsgeschichte durch industrielle Rückständigkeit und die Vorherrschaft des Finanz- vor dem Industriekapital charakterisiert war, ein Umstand, der sich etwa auch bei Rudolf Hilferding reflektiert findet. Dynamische Technikpioniere und Industriegründer wie Karl Wittgenstein, der Vater des Philosophen, waren Ausnahmefiguren, faszinierend als Individuen und als Verkörperungen eines Typus, aber doch noch kaum eine eigene soziale Schicht. Es stellte sich also die Frage nach den Voraussetzungen des Auftretens und Wirkens solcher Ausnahmefiguren, die aus den Strukturmerkmalen des gegebenen Wirtschaftssystems nicht vollkommen zu beantworten war. Drittens darf nicht übersehen werden, daß Marx in den Diskussionen der damaligen Zeit allgegenwärtig war. Dies gilt nicht nur für die deutschen Staatswissenschaftler im Umkreis des Vereins für Sozialpolitik, sondern auch für das Vorkriegs-Österreich. Böhm-Bawerk selber hatte die Marxsche Wertlehre einer überaus sorgfältigen und scharfsinnigen Kritik unterzogen; Schumpeter war mit einigen der Austromarxisten persönlich bekannt und selber ein vorzüglicher Kenner der Marxschen Schriften. Nachweislich hat er sich immer wieder an Marx' Analyse der kapitalistischen Entwicklung kritisch orientiert. Er mag auch Anstoß genommen haben an Marx' reduktionistischer Behandlung des Kapitalisten als „personifiziertes, mit Willen und Bewußtsein begabtes Kapital“ (Marx 1962, S. 168). Viertens waren mit der Ausnahme Carl Mengers die österreichischen Grenznutzentheoretiker keineswegs in einem solchen Maße gegen soziologische Fragestellungen (im weitesten Sinne) immun wie die heutigen Wirtschaftswissenschaften, die sich gern auf sie berufen. Im Gegenteil, Friedrich von Wieser beschäftigte sich ausführlich mit soziologischen Fragestellungen und hatte schon 1914 die Position der „reinen“ Theorie in Richtung auf eine „Theorie der gesellschaftlichen Wirtschaft“ überwunden, wie der Titel seines wissenschaftsgeschichtlich hoch bedeutenden, aber bislang kaum interpretierten Beitrages zum ersten Band von Max Webers „Grundriß der Sozialökonomik“ lautet (vgl. Strasser 1981; Wilmes 1985). Besonders der Gedanke Führung und Führerschaft als eine fundamentale gesellschaftliche Kategorie zu behan-

6 Schumpeter skizziert seinen theoriegeschichtlichen Ausgangspunkt besonders klar im Vorwort zur japanischen Ausgabe der „Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung“ (S. xxii-xxvi d. 6. Aufl.).

deln, geht in erheblichem Maße auf Wieser zurück. Er taucht bei Schumpeter mit zum Teil fast wörtlichen Anlehnungen an Wiesers Salzburger Vorlesung von 1909 nicht nur in der „Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung“, sondern auch in dem späteren Aufsatz „Die sozialen Klassen im ethnisch homogenen Milieu“ (1927) wieder auf. Fünftens schließlich war im Wien des frühen 20. Jahrhunderts das Problem der kulturellen Ausdeutung der Gegenwart allgegenwärtig und konnte jemanden, der sich, wie Schumpeter, als Grenzüberschreiter zwischen den Disziplinen verstand, nicht unberührt lassen. Zu einer Zeit, als sich die Fachökonomik zwar schon zu professionalisieren und aus dem Gesamtverband der alten Staatswissenschaften herauszulösen begann, aber noch nicht zu einer autarken Spezialdisziplin geworden war, nahm der Ökonom noch am intellektuellen Leben seiner Zeit teil und konnte sich der Anforderung nicht versagen, zur Sinndeutung seiner Gegenwart beizutragen.⁷

IV. Ausblick auf Schumpeters Soziologie

Schumpeter hatte sich das Problem gestellt, sein waches Interesse für den sozio-kulturellen Kontext des Ökonomischen, das er mit dem Marxismus und der Historischen Schule teilte, in Einklang zu bringen mit seiner Selbstverpflichtung auf die Maßstäbe rigoroser Theoriebildung, wie sie ihm seine österreichischen Lehrer und mehr noch Walras vor Augen gestellt hatten. Seine Lösung entwickelte er in den Grundzügen in seinen ersten beiden Büchern. Eine von fremden Elementen gereinigte Wirtschaftstheorie öffnete sich für, wie wir jetzt sagen können, kultursoziologische Interpretationen, die nicht länger in die Zwangsjacke enger Rationalitätsvorgaben geschnürt waren. Schumpeter scheidet anthropologische Ausnahmen aus der Ökonomie aus, um imstande zu sein, ein völlig formales ökonomisches Modell dann flexibel und ohne Rücksicht auf die anthropologischen Angebote der ökonomischen Dogmengeschichte zu *interpretieren*. Damit entfällt auch die Notwendigkeit, eine konstante Menschenatur zugrunde zu legen. Der *homo oeconomicus* etwa ist damit weder notwendig noch ausgeschlossen. Er ist historisch kontingent, ein Menschentyp, dessen Erscheinungsbedingungen präzise angegeben werden können. Schumpeter leitet also weder die ökonomischen Gesetzmäßigkeiten aus der Natur des Menschen ab, wie die klassische Grenznutzenschule dies in verschiedenen Ausprägungen tat, noch sieht er den Menschen als bloßes Akzidens der Ökonomie. Deshalb ist Schumpeter einerseits ein eminent historischer Denker, andererseits aber viel besser qualifiziert als etwa Schmoller, dessen „Grundriß der allgemeinen Volkswirtschaftslehre“ (1900–1904) bei aller Gelehrsamkeit des Autors doch über weite Strecken wenig mehr war als ein Kompilat universalhistorischer Lesefrüchte, ein – wie es im Schmoller-Essay von 1926 heißt – „Lehrgebäude zu schaffen, das uno actu prinzipielles Verständnis und Kenntnis individueller Gestaltungen vermittelt“ (Schumpeter 1954b, S. 179).

7 Mit Recht ist unlängst auch noch für die 1920er Jahre die Gültigkeit eines „allgemeinen Begriffs von Sozialwissenschaften, der eine rein ökonomische Betrachtungsweise transzendierte“ betont worden (Stölting 1986, S. 80). Selbst die „reine“ Wirtschaftstheorie, deren profiliertester Vertreter Schumpeter war, nahm ganz selbstverständlich an diesem breiten Diskurs teil.

Dies kann an einem Beispiel erläutert werden: In seiner „Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung“ von 1911 bestimmt Schumpeter den Unternehmer als Träger einer Funktion. Die Funktion des unternehmerischen Innovierens existiert *per definitionem* so lange, wie es Kapitalismus gibt. Nun hat die neoklassische Theorie außerordentliche Schwierigkeiten, den Strukturwandel des Kapitalismus hin zu seiner organisierten Form zu erfassen, wie er um die Jahrhundertwende sichtbar wurde und wie man ihn sowohl unter den Austromarxisten als auch im Verein für Sozialpolitik ausgiebig diskutierte. An der Bedürfnisstruktur des Menschen hatte sich offenkundig nichts geändert; außerdem war man auf die Annahme einer völlig freien, einer „perfekten“ Konkurrenz axiomatisch festgelegt. Bei Schumpeter hingegen wird es offengelassen, *wer* die Unternehmerfunktion *wie* ausfüllt. Es ist also möglich – und Schumpeter selber baut 1920 eben diese Möglichkeit in seine Theorie ein⁸ – daß der heroische Individualunternehmer als sozio-kultureller Typus verschwindet und seine Funktion auf angestellte Manager übergeht, während sich die Quelle technischen Fortschritts vom Ingenium des großen Individuums vom Typus Edison oder Siemens auf die Planrationalität großbetrieblich organisierter Laborforschung verlagert. Der Dynamik des Kapitalismus braucht dies, wie Schumpeter im Gegensatz zu vielen seiner Zeitgenossen frühzeitig erkannte, keineswegs Eintrag zu tun. So eignet sich denn auch übrigens Schumpeters Lehre wenig für unternehmerische Selbstheroisierung: Die Wirtschaftsgeschichte schreitet gleichgültig über den Untergang des Individualunternehmers hinweg. Das außerordentliche Interesse, das Schumpeter heute in Japan findet, wo der Kapitalismus einen ungewöhnlich hohen Grad der Organisation erreicht hat, beruht deshalb durchaus nicht auf einem Mißverständnis: die großen *zaibatsu* erfüllen die Funktion unternehmerischer Innovation so Schumpeter-gerecht, wie es ein Individualunternehmer heute kaum noch vermöchte. Der Kern der reinen Theorie kann hier weiterhin Gültigkeit beanspruchen, auch wenn der *sozio-kulturelle Kontext* von demjenigen völlig abweicht, für den die Theorie ursprünglich konzipiert worden war. Dadurch, daß Schumpeter, zumindest seinem Wissenschaftsprogramm nach, das Ökonomische stets mit dem Nicht-Ökonomischen zusammendenkt, werden flexible Analysen möglich.

So sind denn auch Schumpeters sogenannte soziologische Schriften durchaus nicht die eher beiläufigen Erzeugnisse eines Fachökonomen von außergewöhnlicher Breite der Kenntnisse und Interessen. Das Soziologische durchdringt nahezu alle Schumpeterschen Texte. Schumpeter hat sich dabei keiner der maßgeblichen soziologischen Schulen angeschlossen. Um die Systematisierung eines eigenen Bereichs des Soziologischen hat er sich nicht bemüht. Seine soziologische Aufmerksamkeit gilt vor allem den „Mentalitäten“, den „Lebensformen“, den „sozio-kulturellen Typen“, dem, was er häufig und selbst im Zusammenhang eines so spröden Themas wie der Einkommenssteuer an zentraler Stelle die „Lebensführung“ nennt. Er spürt dem nach, was Emil Lederer (1979) einmal als den „sozialpsychischen Habitus“ bezeichnet hat, betreibt eine Art von gesellschaftlicher Typenzeichnung, wie Otto Hintze (1964, S. 519) sie schon an Gustav Schmoller gelobt hatte, pflegt die traditionsreiche Kunst gesellschaftlicher Physiognomik. Schumpeter fragt immer wieder nach der „psychischen Einstel-

8 In seinem Aufsatz „Sozialistische Möglichkeiten von heute“ (Schumpeter), 1952, bes. S. 462 ff.

lung der Wirtschaftssubjekte zum Wirtschaften“ und geht dabei, durchaus im Sinne der Historischen Schule, von der Beobachtung aus, „daß manche Grundtypen des wirtschaftlichen Verhaltens kulturgebunden, nur bestimmten historischen Kulturstilen eigen sind“ (Schumpeter 1954b, S. 191 f.). Und er bemerkt an derselben Stelle, daß auch „die reinste Theorie im Sinne von Menger und Walras“ im Lichte solcher variablen Kulturtypen interpretierbar sei (ebd.). Wenige Beispiele müssen genügen. An der Finanzsoziologie zum Beispiel, mit der er sich Zeit seines Lebens beschäftigt hat, interessiert ihn nicht nur, daß man dort „deutlicher als irgendwo den Donner der Weltgeschichte“ hört (Schumpeter 1953a, S. 5); auch und vor allem beeindruckt ihn die prägende Wirkung dieser geschichtlichen Macht auf die Betroffenen, denn „unsere Menschen sind unter dem Finanzdruck des Staates so geworden wie sie sind“ (ebd., S. 4). Dabei vermeidet Schumpeter einlinige Determinationen. Ihm geht es eher um Korrespondenzen zwischen objektiven Mächten, Institutionen und gesellschaftlichen Charaktertypen. So versteht er etwa den Prozeß der Patrimonialisierung nicht nur als einen der Ämter und der Grundherrschaft, sondern auch als einen der „Patrimonialisierung der Persönlichkeit“ (ebd., S. 13). „Wie die Grundherrschaft dem Typus des ritterlichen Kriegerpolitikers und Kriegeradministrators entspricht,“ so heißt es später, „so entspricht die Gutsherrschaft dem adeligen Wirtschaftsmenschen“ (Schumpeter 1953b, S. 197). Besondere Aufmerksamkeit finden Phänomene der Verschiebung, der Schwächung und Auflösung solcher Korrespondenzen. Ein Beispiel ist ihm die Einkommenssteuer. Sie war „die Steuer des bürgerlichen Liberalismus. Sie entsprach der bürgerlichen Mentalität. Sie war der Produktionsform der bürgerlichen Fabrik und der Lebensform des bürgerlichen Hauses angepaßt. Sie war geeignet, den Staat zu finanzieren, wie ihn der Bürger haben wollte. Und sie war der finanzpolitische Ausdruck nicht aller, aber der höchsten und besten wirtschaftspolitischen Grundsätze der liberalen Epoche“ (Schumpeter 1985a, S. 127). Aber wie alle Institutionen, „so überlebt auch jede Steuer die Epoche ihrer ökonomischen und psychologischen Zweckmäßigkeit“ (ebd., S. 132). Relikte früherer Epochen ragen in spätere hinein, Ungleichzeitiges besteht gleichzeitig nebeneinander. Deutlich wird dies besonders an der historischen Erscheinung des modernen Imperialismus. Es ist ein Mißverständnis, daß bei Schumpeter – anders als bei Lenin und John A. Hobson – der Imperialismus nichts mit dem Kapitalismus zu tun habe. Vielmehr ist er ein Ausdruck jenes historischen Übergangszustandes, in dem der Kapitalismus ökonomisch in die Phase seiner monopolistischen Organisation übergegangen ist und sich die Mittel zu weltweitem Operieren verschafft hat, die ihm inhärente Friedfertigkeit aber politisch noch nicht durchsetzen kann und die Gestaltung der Politik vorkapitalistischen Kriegereliten überlassen muß. Schumpeter leitet aus diesem Fall von Ungleichzeitigkeit die allgemeine Einsicht her, „daß die politischen Denk- und Gefühlsgewohnheiten einer Zeit niemals bloß ‚Reflexe‘ von oder Gegenstücke zu den Produktionsverhältnissen derselben Zeit sein können, sondern weil sie Dauertypen sind, jeweils in sehr erheblichem Maß von den Produktionsverhältnissen vergangener Epochen beherrscht werden“ (Schumpeter 1953c, S. 74 f.). – Alle diese Beispiele sind Schriften aus Schumpeters europäischer Periode entnommen. Analoge Überlegungen finden sich in seinem viel bekannteren Spätwerk „Capitalism, Socialism and Democracy“, dessen zentrale Fragestellungen tiefer, als

viele Interpreten dies wahrhaben wollen, in Schumpeters früher formativer Phase wurzeln.

Schumpeter hat gewiß seine Gegenwart nicht ausschließlich und nicht einmal in erster Linie aus dem Sichtwinkel der Kulturprobleme erfaßt. Von Ausbildung, Selbstverständnis und beruflicher Tätigkeit her war er zuallererst Ökonom. Noch der Verfasser von „Capitalism, Socialism and Democracy“ verstand sich hauptsächlich als Vertreter der reinen Wirtschaftstheorie, deren logische Strenge ihn vor dem Ausschweifen in bloßes kulturkritisches Meinen bewahrte. Trotzdem ist seine Soziologie mehr als ein in sich geschlossener, zum Zentrum der ökonomischen Arbeiten peripher stehender Werkkomplex minderen Ranges. Vielmehr sind nahezu alle Schriften Schumpeters – und nicht bloß die vier von späteren Herausgebern so genannten Aufsätze zur Soziologie – von einer Ebene der Reflexion auf die nicht-ökonomischen Umstände des Ökonomischen durchzogen. Man könnte sagen, daß im gesamten Schumpeterschen Werk eine kultursoziologische Zweitstimme mitnotiert ist. Schumpeter ist weit entfernt von dem Dilettantismus in wirtschaftlichen Dingen, der die Überzeugungskraft mancher moderner Kultur- und Gesellschaftskritik schwächt und von dem auch einige Vertreter der jüngeren Historischen Schule nicht frei waren. Er ist jedoch ebenso weit entfernt von einer Fachökonomik, deren zentrale Fragestellung die nach dem technischen Funktionieren eines autonomen Bereichs der Wirtschaft ist. Vor dem Hintergrund eines an Karl Marx wie an Max Weber orientierten Programms einer umfassenden Sozialökonomik (Osterhammel 1987) fragt Schumpeter immer wieder zum einen nach der sozio-kulturellen Einbettung des Wirtschaftlichen und nach den historisch wandelbaren Geltungsbedingungen seiner Gesetzmäßigkeiten, zum anderen nach den Auswirkungen der wirtschaftlichen Ordnungen und Mächte auf die ihnen ausgesetzten Subjekte. Schumpeter zu lesen, ohne diese Verschränkung des Ökonomischen mit dem Nicht-Ökonomischen zu sehen, heißt das zu verfehlen, was ihn zum fortwirkenden Anreger macht.

Literatur

- Alford, Robert R., und Roger Friedland: Powers of Theory: Capitalism, the State, and Democracy, Cambridge 1985.
- Black, R.D.C., A.W. Coats und C.D.W. Goodwin (Hrsg.): The Marginal Revolution in Economics, Durham (N.C.) 1973.
- Bös, Dieter, und Hans-Dieter Stolper (Hrsg.): Schumpeter oder Keynes? Zur Wirtschaftspolitik der neunziger Jahre, Berlin 1984.
- Bucharin, Nikolai: The Economic Theory of the Leisure Class, New York 1927.
- Coe, Richard D., und Charles K. Wilber (Hrsg.): Capitalism and Democracy: Schumpeter Revisited, Notre Dame (Indiana) 1985.
- Deleplace, Ghislain, und Patrick Maurisson (Hrsg.): L'Hétérodoxie dans la pensée économique K. Marx, J.M. Keynes, J.A. Schumpeter, Paris 1985.
- Dumont, Louis: From Mandeville to Marx: The Genesis and Triumph of Economic Ideology, Chicago/London 1977.
- : Essais sur l'individualisme: une perspective anthropologique sur l'idéologie moderne, Paris 1983.
- Frisch, Helmut (Hrsg.): Schumpeterian Economics, Eastbourne/New York 1982.
- Gerhardt, Walter: Das Schicksal liberaler Theorie im sozioökonomischen Gesellschaftsentwurf Joseph A. Schumpeters, phil. Diss., FU Berlin 1969.

- Heertje, Arnold (Hrsg.): Schumpeter's Vision: 'Capitalism, Socialism and Democracy' after 40 Years, Eastbourne/New York 1982.
- Hintze, Otto: Gustav Schmoller. Ein Gedenkblatt, in: *Ders.*, Soziologie und Geschichte, Gesammelte Abhandlungen zur Soziologie, Politik und Theorie der Geschichte, Göttingen, 2. Aufl. 1964.
- Hirschman, Albert O.: The Passions and the Interests: Political Arguments for Capitalism before its Triumph, Princeton 1977.
- Hollis, Martin, und Edward J. Nell: Rational Economic Man: A Philosophical Critique of Neo-Classical Economics, Cambridge 1975.
- Kamp, M. Ernst, und Friedrich H. Stamm: Bonner Gelehrte. Beiträge zur Geschichte der Wissenschaften in Bonn: Staatswissenschaften, Bonn 1969.
- Kretschmer, Ernst: Körperbau und Charakter. Untersuchungen zum Konstitutionsproblem und zur Lehre von den Temperamenten, Berlin, 2. Aufl. 1922.
- Lederer, Emil: Die Gesellschaft der Unselbständigen. Zum sozialpsychischen Habitus der Gegenwart, in: *Ders.*, Kapitalismus, Klassenstruktur und Probleme der Demokratie in Deutschland 1910–1940, Göttingen 1979, S. 14–32.
- Maloney, John: Marshall, Orthodoxy and the Professionalization of Economics, Cambridge 1985.
- Marshall, Alfred: The Social Possibilities of Economic Chivalry, in: *Economic Journal*, 17, 1907, S. 7–29.
- : Principles of Economics, 9. (variorum) Aufl., Bd. 1, London 1961.
- : Industry and Trade, London 1919.
- Marx, Karl: Das Kapital, Bd. 1, in: Marx-Engels-Werke, Bd. 23, Berlin (DDR) 1962.
- Menger, Carl: Grundsätze der Volkswirtschaftslehre, Wien, 2. Aufl. 1923.
- Narr, Wolf-Dieter, und Frieder Naschold: Theorie der Demokratie, Stuttgart 1971.
- Nelson, Richard R., und Sidney G. Winter: An Evolutionary Theory of Economic Change, Cambridge (Mass.) 1982.
- Niehaus, Jürg: Economics: History, Doctrine, Science, Art, in: *Kyklos*, 34, 1981, S. 165–77.
- Osterhammel, Jürgen: Varieties of Social Economics: Joseph A. Schumpeter and Max Weber, in: Wolfgang J. Mommsen, und Jürgen Osterhammel (Hrsg.), Max Weber and his Contemporaries, London 1987. (Erweiterte Fassung in Wolfgang J. Mommsen und Wolfgang Schwentker (Hrsg.), Max Weber und seine Zeitgenossen, Göttingen 1987).
- Perroux, François: La Pensée économique de Joseph Schumpeter, Genf 1965.
- Schneider, Erich: Joseph A. Schumpeter. Leben und Werk eines großen Sozialökonomen, Tübingen 1970.
- Schumpeter, Joseph A.: Das Wesen und der Hauptinhalt der theoretischen Nationalökonomie, Leipzig 1908.
- : Business Cycles, 2 Bde., New York/London 1939.
- : Capitalism, Socialism and Democracy, London, 3. Aufl. 1950.
- : Sozialistische Möglichkeiten von heute, in: *Ders.*, Aufsätze zur ökonomischen Theorie, Tübingen 1952, S. 455–510.
- : Aufsätze zur Soziologie, Tübingen 1953.
- : Die Krise des Steuerstaates, in: *Ders.*, Aufsätze zur Soziologie, Tübingen 1953a, S. 1–71.
- : Die sozialen Klassen im ethnisch homogenen Milieu, in: *Ders.*, Aufsätze zur Soziologie, Tübingen 1953b, S. 147–213.
- : Zur Soziologie der Imperialismen, in: *Ders.*, Aufsätze zur Soziologie, Tübingen 1953c, S. 72–146.
- : History of Economic Analysis, London 1954a.
- : Gustav v. Schmoller und die Probleme von heute, in: *Ders.*, Dogmengeschichtliche und biographische Aufsätze, Tübingen 1954b, S. 148–199.
- : Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung Berlin, 6. Aufl. 1964.
- : Aufsätze zur Wirtschaftspolitik, hrsg. von Wolfgang F. Stolper und Christian Seidl, Tübingen 1985.
- : Ökonomie und Soziologie der Einkommenssteuer, in: *Ders.*, Aufsätze zur Wirtschaftspolitik, Tübingen 1985a, S. 123–32.
- Seidl, Christian: Keynes, Marx und Schumpeter, in: Dieter Bös und Hans-Dieter Stolper (Hrsg.), Schumpeter oder Keynes? Berlin 1984, S. 97–117.
- (Hrsg.): Lectures on Schumpeterian Economics: Schumpeter-Centenary Memorial Lectures. Graz 1983, Berlin 1984.
- Skidelsky, Robert: John Maynard Keynes. Bd. 1: Hopes Betrayed, 1883–1920, London 1983.

- Sombart, Werner*: Der Bourgeois. Zur Geistesgeschichte des modernen Wirtschaftsmenschen, München/Leipzig 1913.
- Spann, Othmar*: Die mechanisch-mathematische Analogie in der Volkswirtschaftslehre, in: Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, 30, 1910, S. 786–824.
- Stölting, Erhard*: Soziologie und Nationalökonomie. Die Wirkung des institutionellen Faktors, in: *Sven Papcke* (Hrsg.), Ordnung und Theorie. Beiträge zur Geschichte der Soziologie in Deutschland, Darmstadt 1986, S. 69–92.
- Stolper, Wolfgang F.*: Der politische Ökonom für die neunziger Jahre? Schumpeter versus Keynes oder Schumpeter und Keynes?, in: *Dieter Bös* und *Hans-Dieter Stolper* (Hrsg.), Schumpeter oder Keynes? Berlin 1984, S. 31–44.
- Stolper, Wolfgang F.*, und *Christian Seidl*: Einleitung, in: *Joseph A. Schumpeter*, Aufsätze zur Wirtschaftspolitik, Tübingen 1985, S. 1–52.
- Strasser, Hermann*: Macht und Klassenbildung bei Friedrich von Wieser. Zur Erinnerung an einen soziologischen Wegbereiter, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 33, 1981, S. 576–589.
- Wagner, H.J.*, und *J.W. Drukker* (Hrsg.): The Economic Law of Motion of Modern Society: A Marx-Keynes-Schumpeter Centennial, Cambridge 1986.
- Wieser, Friedrich von*: Das Wesen und der Hauptinhalt der theoretischen Nationalökonomie. Kritische Glossen in: *Ders.*, Gesammelte Abhandlungen, hrsg. von *Friedrich A. v. Hayek*, Tübingen 1929, S. 10–34.
- Wilmes, Eugen*: Friedrich von Wieser (1851–1926) als Soziologie, rer. pol. Diss., Bonn 1985.

Korrespondenzanschrift:
 Dr. Jürgen Osterhammel
 Seminar für wissenschaftliche
 Politik an der Universität Freiburg
 Rempartstr. 15
 7800 Freiburg i.Br.